

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 43

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

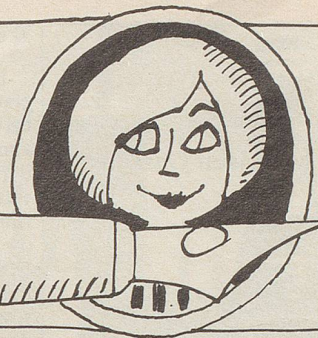
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Eine Generation von Strebern und Duckmäusern?

«Noch einmal konnte der Numerus clausus, die Zulassungsbeschränkung zu den Universitäten, abgewendet werden», so tön-ten Verlautbarungen in Radio und Presse. Wer hat da abgewendet? Welche höhere Macht? Man fragt sich wirklich, wenn man an die Hilflosigkeit derer denkt, die sich damit befassen.

Dass es längst einen versteckten Numerus clausus gibt, auch bei uns, ist immer noch zu wenig bekannt. Man hat verschiedene Möglichkeiten, junge Menschen von einem Studium abzuhalten, ohne es ihnen gerade ausdrücklich zu verbieten. Man kann ihnen zum Beispiel gut zureden, einen andern Ausbildungsweg zu wählen. Für ein Mädchen ist das ohnehin kein Problem, es kann immer noch Sekretärin oder Krankenschwester werden, wie ein Universitätsprofessor, kompetent für Zulassungsfragen, sich wörtlich geäußert hat. Aber man kann auch mit Zahlenmaterial aufwarten und damit den künftigen Aerzteüberschuss oder überhaupt das gesamte akademische Proletariat voraus-sagen. Und für die, welche sich durch nichts abschrecken lassen, muss man eben die Zwischenprüfungen so gestalten, dass durch-schnittlich jedesmal 40 bis 50 Prozent der Kandidaten durchfallen. Die Folgen davon? Jeder büffelt still verbissen für sich; schliess-lich geht es ja um seine Existenz, da kann man nicht noch ständig auf andere Rück-sicht nehmen. Medizinstudentinnen haben mir erzählt, dass sie vor der zweiten propädeutischen Prüfung in Gruppen arbeite-ten, die willkürlich zusammengesetzt waren, und dass dann die Gruppenresultate zählten. Wenn nun eine Gruppe unglücklicherweise einen schwächeren Studenten zugeteilt be-kam, dann wurde dieser von den andern Mitgliedern isoliert oder gar gehasst, weil er ihnen immer die guten Resultate ver-mieste. Nur ganz selten hat eine Gruppe ihn akzeptiert und ihm Unverständenes mit Geduld erklärt.

Wie wäre nun aber ein allfälliger Nume-rus clausus einzuführen? Jede Methode, die man dazu wählen könnte, ist ungefähr gleich schlecht. Sogenannte persönliche Vor-gespräche mit dem Kandidaten halte ich für gefährlich; gerade dort wird der Wendigere, vielleicht der Akademikerssohn, der von sei-nem Vater her weiss, welche Voraussetzun-gen für einen bestimmten Beruf entschei-dend sind, immer besser abschneiden und damit begünstigt werden. Zudem lassen sich

ja nicht dauernd neue Fragen an die Kan-didaten erfinden, und die bereits gestellten sprechen sich bald einmal herum. Warum also nicht offen zugeben, dass der Entscheid zufällig ist, und das Los entscheiden lassen? fragen sich einige. Darauf wurde geant-wortet, der Losentscheid sei unpädagogisch. Zugegeben; aber ist es vielleicht pädago-gisch gehandelt, einen jungen Menschen jahrelang in einer Schule auf den Zutritt zur Universität vorzubereiten, und ihm dann, wenn er das Maturitätszeugnis vor-legt, diesen Zutritt zu verweigern? Nun bleibt ja noch der speziellere Leistungsnach-weis, nämlich der Durchschnitt der Maturi-tätsnoten. Gegen diese Art Selektion kann man sich nicht genügend zu Wehr setzen. Wer weiss, wie Noten zustandekommen – und welcher Lehrer und welcher Schüler weiss das nicht? –, der muss offen zugeben, dass an der gleichen Schule, ja sogar in der gleichen Klasse verschiedene Bewertungs-massstäbe angewendet werden können. Und ausgerechnet diese, an den verschiedensten Schulen des Landes mit verschiedenen Be-wertungssystemen entstandenen Noten soll-ten ausschlaggebend sein für die berufliche Zukunft eines Menschen?

Ausserdem wären die Folgen einer der-artigen Massnahme katastrophal für jede Schule. Was da herangezüchtet würde, wäre eine Generation von Strebern und Duck-

mäusern, von Heuchlern und Schmeichlern den Lehrern gegenüber. Schon jetzt werden Kameraden ausgestochen, oft um jeden Preis. Soll das, was bereits Teil unseres Schulsystems ist, nun auch noch von der Hochschule gefordert und gefördert werden? Auf diese Fragen gibt es nur eine Antwort: Die Zulassungsbeschränkung muss mit allen Mitteln vermieden werden.

Noch nicht lange ist es her, da wollte man das kritische Bewusstsein fördern, den offe-nen jungen Menschen, der sich eine eigene Meinung bilden kann und auch die Zivil-courage hat, dazu zu stehen; man wollte den mündigen Staatsbürger als Studenten und Akademiker. Und jetzt? Will man nur noch den Anpasser oder gar den Aufpasser?

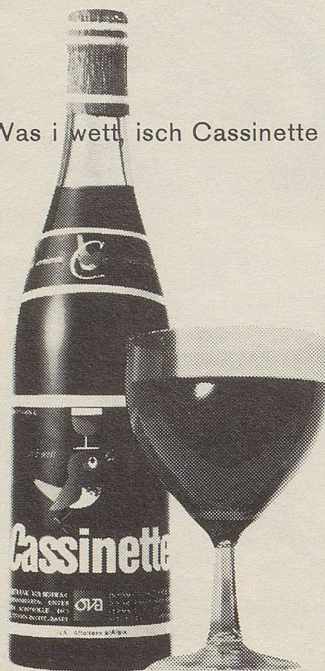
Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass es zur Lösung der künftigen und heuti-gen Weltprobleme Menschen mit Phantasie und schöpferischer Begabung brauche, aber auch Menschen mit Einfühlungsgabe, mit Bereitschaft zur Verantwortung. Wie könn-ten sie in einem solchen Schul- und Hoch-schulsystem gedeihen? Sie würden darin zugrunde gehen. An die Macht kämen jene andern, wie sie Gottfried Keller unüber-troffen geschildert hat: die Selbstgerechten, die zwar keine Laternenpfähle umwerfen, aber auch keine Lichter anzünden. Wir müssen etwas tun gegen diese Dunkelheit in unserem Land.

Nina



«Was meinst du damit, wenn du sagst «ich kenne dich»? Du kennst an mir nämlich nur die Spitze des Eisbergs!»

Was i wett, isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **OVO**-Produkt

Neues Posthotel St. Moritz

Das ganze Jahr offen.

- Kennen Sie den Engadiner Herbst mit seiner Farbenpracht?
- Spezialitäten-Restaurant. Grosser Parkplatz.
- Fitness- und Spielraum. Solarium. Bequeme Bus-Verbindung zum neuen Heilbad.

M. Spiess — P. Graber, dir.
Telefon 082/22121 Telex 74430

MASSIVMÖBEL SPROLL

GESTALTET MIT
HOLZ UND TEXTILIEN
EXKLUSIV FÜR SIE
INDIVIDUELLE

INTERIEURS

BESUCHEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
AM CASINOPLATZ 8 IN BERN

Wem soll ich glauben?

Ich spucke ihn aus, den saftigen Bissen, und betrachte ekelhaft den glänzenden, roten Jonathanapfel, von dem der widerliche Geschmack im Munde stammt. Nach eingehender Prüfung mit der Zunge übermitteln die Geschmacksnerven unbeirrt: Insektengift. Denselben widerlichen Geruch hat meine Nase festgestellt, wenn ich die Spraydose mit der Aufschrift «gegen Spinnen und anderes Ungeziefer» benützte. Im Herbst flüchten die Spinnen bekanntlich in Scharen vor dem kalten Nebel ins Haus, und ich habe mich nie überwinden können, das achtbeinige Grauen mit den Händen zu fassen. Aber wie kommt der gleiche Giftgeschmack auf meinen herrlichen roten Apfel? Sind unsere Obstplanzer etwa dem Beispiel amerikanischer Gärtner gefolgt, welche unreife Äpfel mit roter Farbe besprühen, um den Eindruck vollendeter Sonnenreife vorzutäuschen? Lebensmittel-farbe oder Gift, lautet hier die Frage.

Ich erkundigte mich und erhielt vom Kantonalen Laboratorium Zürich folgenden Bescheid: «Das von Ihnen genannte Insektengift wird in der Schweiz äusserst selten bei Äpfeln angewendet. Die Ihnen aufgefallenen Äpfel stammen sicher aus der ungarischen Ernte 1976. Unseres Wissens wurden Ueberschreitungen der Toleranzmengen sehr selten festgestellt; der erwähnte Geruch könnte auch von einer Lager- oder Ladenbehandlung herkommen. Eventuell vorhandene Rückstände können durch Waschen der Äpfel entfernt werden.»

Ein paar Tage später hörte ich zufällig und ohne Absicht, wie ein Bauer seinen Buben ausschimpfte: «Wie oft habe ich dir schon gesagt, du Donnerlausbub, du sollst von diesen Bäumen keine Äpfel essen! Die sind für den Verkauf bestimmt! Du weisst genau, was für Zeug wir draufgespritzt haben, das ist doch alles Gift! Aber du bist nur immer zu faul (er gibt dem Buben eine Ohrfeige), zum Baum hinter der Küche zu gehen, zu unserem Baum, der ist ja extra nicht gespritzt!»

Wem soll ich nun glauben? Dem Kantonalen Laboratorium oder dem aus Besorgnis ohrfeigenden Bauern? *Jutta*

Fragwürdige Entwicklungshilfe

Das Folgende ist, so unglaublich es klingen mag, eine wahre Geschichte. Als richtige Wohlstandsangehörige (zweithöchstes Prokopfeinkommen der Welt!) verbrachten zwei junge Schwei-

zer ihre Ferien auf einer unterentwickelten, aber traumhaft schönen Insel in Uebersee. Sie durchstreiften das Land mit dem obligaten Touristencar und fanden in einem kleinen Dorf, inmitten von Wellblech-Hütten, ein junges Negermädchen, das vergnügt mit den Fingern seinen schwärzlich-braunen Linsenbrei ass. Sie blickten einander an und kamen auf eine Glandee: Warum nicht einmal Entwicklungshilfe auf direkte Art?

Als bald schritten die beiden jungen Männer zur Tat und fragten das Negermädchen, ob es ein paar Tage im feudalen Touristenhotel mit ihnen verbringen wolle. Es wollte. Sie schlepten ihre Errungenschaft mit in die Stadt, kleideten sie neu ein und gaben ihr Geld, damit sie sich ein zweites Kleid kaufe. Die Negerin, zuerst schüchtern und unbeholfen, verschwand auf dem Markt und kam nach langer Zeit strahlend mit einer Unmenge Lockenwicklern, aber ohne Moneten, ins Hotel zurück. Beim zweiten Versuch begleiteten sie vorsichtigerweise die zwei Wohltäter. Als das Taxi an einer Ansammlung Einheimischer vorbeifuhr, warf Suzette, so hiess das entwickelte Glückskind, seine vorher erhaltenen Münzen freudestrahlend in die Menge.

Natürlich verlangte es jetzt von neuem Geld. Die beiden Eidgenossen verweigerten es aus erzieherischen Gründen. Fürchterliches Geheul und Krokodilstränen waren die Folge. Und

überhaupt, reden konnte man ja auch nichts Vernünftiges mit dem Naturkind. Also brachten es die beiden Entwicklungshelfer zurück in sein Dorf.

Ob es seinen Linsenbrei jetzt noch ebenso zufrieden und vergnügt verschlingt wie vorher? (Bitte keine empörten Leserbriefe; ich kann nichts dafür.)

Ruth K.

Verschlafen

Fräulein Meier hat sich verschlafen und kommt anstatt um 7.30 erst um 8.15 Uhr ins Geschäft. Während dieser Zeit bleibt ihr Platz am Empfang unbesetzt. Wie anzunehmen war, wird sie zum Chef gerufen und nach Strich und Faden ausgescholten. Nach einer kurzen Pause sagt der Chef: «Fräulein Meier, wenn es wieder einmal passiert, dass Sie sich verschlafen, dann melden Sie es mir gefälligst vorher!» *TB*

Tischgespräch

Ende der Badesaison. Unsere beiden Buben diskutieren darüber, wo der Bademeister die Sprungbretter versorgt. «I dr Meitlibakine, nebet em AB vu de Fraue», weiss der eine. Nun ereifert sich unsere Tochter: «Das heisst WC vu de Daame, chusch ja gad säge, Schiissi vu de Wiiber!»

Wie gesagt: Tischgespräch!

HF



«Aber gewiss, Alice, natürlich können wir Feinde sein, ohne uns grundsätzlich feind zu sein!»